

leider noch auf Drucklegung wartet. Ein Kapitel „Die Meister des Hauptportals von Ják“ erscheint im Band II der „Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie“ (Baden-Baden), zusammen mit einer einschlägigen Arbeit des Rez.: Normannische Invasion — Wiener Bauhütte — Ungarische Romanik.)

Schließlich möchten wir noch bemerken, daß es u. E. überflüssig war, dieselbe Plan-skizze, welche sämtliche Stadterweiterungen klar aufzeigt, viermal (Abb. 10, 12, 14, 15) mit verschiedenen Unterschriften abzubilden.

Alles in allem: Oettingers Buch bringt zwar weniger endgültige Ergebnisse als Hypothesen, diese sind aber immer fruchtbare und konstruktive Anregungen.

Thomas von Bogay

ERWIN PANOFSKY, *Gothic Architecture and Scholasticism, Wimmer Lecture 1948*. Latrobe, Pennsylvania 1951. The Archabbey Press. 108 S., 60 Abb.

Schon Gottfried Semper und Georg Dehio haben gotische Architektur und scholastisches Denken als Äußerungen gleichgerichteter schöpferischer Kräfte empfunden, deren geschichtliche Ursprünge auch etwa gleichzeitig im Boden der Île-de-France wurzelten. Hieran sowie an ähnliche Hinweise in den geschichtsphilosophischen Schriften Grabmann's und M. de Wulf's anknüpfend, hatte schon Willi Drost 1944 den Versuch unternommen, diese bis dahin nur allgemein angedeuteten Beziehungen näher zu begründen, wenn auch nur in umrißhafter Gestalt. Panofsky bemüht sich jetzt mit Methoden, die schon an sich in ihrer geschliffenen Dialektik scholastischen Formulierungen nacheifern, die Formen des Denkens und des Bauens bis ins einzelne als sich entsprechend zu erweisen, wobei den scholastischen Maximen die Vorrangstellung insofern angewiesen wird, als sie die geistige Bewußtseinslage („mental habit“) bestimmt hätten. Dabei handelt es sich um die Methode als solche, um den „modus operandi“, denn die Wesensinhalte selbst gehören natürlich durchaus verschiedenen Emanationen des Zeitgeistes an. Nach allgemeinen Deduktionen über den Synchronismus der hauptsächlichsten Entwicklungsabschnitte im Denken und künstlerischen Schaffen des Mittelalters finden sich neuartige Argumente vor allen im 5. Kapitel.

Nach Panofsky hat die Gotik in ihrem Werden bis zur vollen Reife rund 100 Jahre von Suger bis Pierre de Montereau gebraucht, aber es handelte sich nicht um eine gleichmäßig kontinuierliche Entwicklung, sondern um eine Art „Springprozeßion“, zwei Schritte vorwärts und einen rückwärts. Gemessen an der gereiften Gotik wirkt ein Bau wie Lessay als frühe Manifestation verwandter Tendenz, während spätere Kirchen mit der Wiederaufnahme des Stützenwechsels und des Emporensystems (z. B. Noyon) auf im Grunde ungotische Motive zurückgriffen; die „concordantia“ entgegengesetzter Möglichkeiten schuf erst die eigentliche Hochgotik in Pierre de Montereau's St.-Denis. Wie die scholastische Logik gegensätzliche Behauptungen zu neuer gedanklicher Synthese führte nach dem bekannten Schema: „videtur quod“ — „sed

contra“ — „respondeo dicendum“, so ließe sich nach P. auch der Verlauf der geschichtlichen Folge in den wesentlichen Bautypen nach drei Stufen ordnen: einem „sic“ folgt das „non“ und diesem das endgültige „respondeo“. In ausführlich analysierten Beispielen verweist P. auf das Motiv der großen Rose in den Westfassaden, das nach den schlanken spitzbogigen Fenstern ein deutliches „non“ wäre, aus dem erst Hugues Libergier in St.-Nicaise die eigentlich gotische Form gestaltete; ferner auf den Wandaufbau mit Triforium, dessen Verbindung mit dem Fenstergeschoß schon frühe Bauten (Reims, St.-Remy) kennen, während es als horizontales Zwischenglied in Chartres und Soissons erscheint, bis endlich im Langhaus von St.-Denis die echt gotische Form, durchlichtet und mit dem Fenstergeschoß durch senkrechte Pfostenstäbe verbunden, gefunden wurde; schließlich verweist P. auf die eigentümlichen Wandlungen in der Durchbildung der Nahtstellen zwischen Rund- oder Bündelpfeilern, bogentragender Wand und Dienstgliederung, denn der früher schon gerade ohne Unterbrechung aufsteigende Dienst („sic“) wurde später (z. B. in Reims) von den Kapitellen der kantonierten Rundstützen unterbrochen und setzte über deren Deckplatten neu an („non“), während die ideal-gotische Form der durchlaufenden Dienste in Verbindung mit Rundstützen erst in Köln geschaffen wurde, nachdem Pierre de Montereau sich in St.-Denis noch mit gegliederten Pfeilern wandverhafterer Art zufrieden gegeben hatte. Der „modus operandi“ der scholastischen Schlußfolgerung des einzelnen Denkers wird also von P. auf die über einen langen Zeitraum verteilte baugeschichtliche Entwicklung übertragen, während doch nur ein simultaner Verfahrensakt beim einzelnen Bau eine echte Analogie begründen könnte. Jede historische Entwicklung schreitet über mehr oder minder bedeutsame gegensätzliche Bestrebungen neuen Zielen entgegen, das gehört zum Wesen jedes lebendigen Prozesses. P. fürchtet, man könnte seine Darlegungen „phantastisch“ finden, zumal schon Hegel ganz allgemein als Kennzeichen des geschichtlichen Fortschrittes den Weg über Theses und Antitheses zur Synthesis gewiesen hatte. P. weist jedoch diesen Einwand zurück mit dem Hinweis auf die außerordentliche Folgerichtigkeit in der Entwicklung der Gotik und das vollkommene Selbstbewußtsein ihrer Schöpfer. Die gotischen Architekten hätten nach P. streng in scholastischen Formen gedacht und gehandelt. Zum Beweis dieser These beruft er sich auf die Beischrift unter einer Zeichnung (Taf. 29) im Album des Villard de Honnecourt, wo es heißt „istud bresbiterium invenerunt Ularus de Hunecort et Petrus de Corbie inter se disputando“. Dies „inter se disputando“ genügt P., um die scholastische Denkart des Schreibers zu erweisen. Wer aber hat diesen Satz in der Tat geschrieben? Nicht Villard, sondern ein späterer Besitzer des Albums! Villard selbst erläutert in seinem pikardischen Dialekt die Zeichnung „ke Vilars de Honecort trova et Pieres de Corbie“, also nichts von der scholastischen „Disputation“! Schon Hahnloser hielt es in der Einleitung zu seiner Ausgabe Villards (Wien 1935, S. 198) für wahrscheinlich, daß der spätere Besitzer ein Geistlicher war. Dieser drückte sich bei der lateinischen Übersetzung gemäß seiner Vorbildung natürlich „scholastisch“ aus.

Somit ist der Nachweis scholastischer Werkgesinnung wohl schwerlich als gelungen zu bezeichnen, und ebenso wenig läßt sich der historische Stilablauf als Ergebnis scholastisch bewußten Bauens deuten: Scholastik und Gotik stehen keineswegs im Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander, auch nicht in der Form des „modus operandi“, dagegen bleibt die Verknüpfung des gemeinsamen seelischen und geistigen Urgrundes bestehen. Vielleicht ließe sich dieses Verhältnis noch näher begründen, wenn man sich nicht darüber täuscht, daß gerade der „modus operandi“ im Bauen und Denken tatsächlich ein durchaus anderer sein mußte, handelte es sich doch für die Architekten um technische und handwerkliche Probleme im Kampf mit der Materie, damit der von einer Idee geforderte optische Eindruck erzielt würde. Diese Idee entsprang bewußt oder unbewußt einem seelischen Drange, der auch die philosophierenden Theologen bewegte. Die Welt des Glaubens durch die Kraft der Vernunft zu stärken, war das eigentliche Anliegen, wobei diese ganz im Dienste jener stehen sollte, aber im Laufe der Zeit mehr und mehr eigenständige Bedeutung gewann, entsprechend einer spezifisch französischen Veranlagung, die schließlich zu Voltaire und der Aufklärung führte. Auch die großen Kirchenbauten sollten dem Glauben dienen, durch Raumeindrücke hinreißender Art eine gewaltige Suggestionskraft entwickeln: für ihre transcendente, über alle irdische Beschränktheit scheinbar hinausführende Dynamik galt es, die konstruktive „ratio“ einzusetzen. So läßt der farbig-durchleuchtete Innenraum der gotischen Kathedrale die statisch schweren Massivgewölbe leicht und schwebend erscheinen; seine Wandgliederungen wirken, als ständen sie im Dienste aufwärtsstrebender dynamischer Kräfte, während in Wirklichkeit drückende Lasten und Schübe zum Boden drängen, das Ganze ein Triumph der bauenden Vernunft im Dienste des Glaubens; ihre „Logik“ enthüllt sie erst im Außenbau, aber auch nur dem Wissenden. Wie anders hat Jahrhunderte später der süddeutsche Barock durch dekoratives Schaugepränge sowie pathetisch und schwungvoll bewegte Raumgrenzen das Bauwerk in den Dienst der Gegenreformation zu stellen sich bemüht! Französische Ratio hat dem fremd gegenüber gestanden, sie aber gab der gotischen Kathedrale ehemals die Form, wie sie auch scholastisches Denken nährte. Träger der sich langsam selbständig machenden Vernunft, die über den Dienst am Glauben hinauswuchs, waren der philosophische Nominalismus und ein Bürgertum, das seine Interessensphäre gegenüber alten hierarchischen Ansprüchen durchsetzen wollte. An der Entwicklung der Architektur haben aber nicht nur geistige, sondern auch soziale Bewegungen stärksten Anteil gehabt, was P. fast völlig übersieht, obwohl dies bei einer vergleichenden Betrachtung zwischen Scholastik und Gotik nicht außer acht gelassen werden dürfte, denn es ist durchaus nicht gleichgültig, wer der bestimmende Bauherr ist. Es hat zwar lange gedauert, bis die bürgerliche Gotik einen ihr eigenen Stil formte; zunächst ahmte sie noch nach, aber auch da gibt es die handgreiflichsten Beweise für das Einsetzen neuer Kräfte. Man braucht nur an Köln und Straßburg zu denken: der Dom in Köln wurde von Erzbischof und Domkapitel begonnen, er war ein Werk der Hierarchie, die Bürgerschaft lebte mit dem Erzbischof im Hader,

und da sie ihre eigenen Pfarrkirchen hatte, blieb der Dombau unvollendet liegen, nachdem der nur der Geistlichkeit dienende hohe Chor vollendet war. Andererseits übernahm die Straßburger Bürgerschaft die Leitung des Münsterbaues, der ein Symbol städtischer Kraftentfaltung werden sollte; also baute man das Langhaus als Gemeindekirche und die Türme der westlichen Schauseite, während das Domkapitel im beschränkten Raum des düsteren spätromanischen Chores verbleiben mußte. Scholastisches Denken allein kann auch nicht erklären, warum für die Reimser Kathedrale noch gewaltige Turmbauten über und beiderseits des Chores geplant, aber später nicht ausgeführt wurden: sie waren Symbole einer überalterten hierarchischen Lebensordnung, die neuen sozialen Mächten weichen mußte. Große Neubauten von Kathedralen gab es im späteren Mittelalter überhaupt nicht mehr und die vordem begonnenen wurden nur mühselig weitergeführt oder blieben unvollendet liegen. Hier sei noch die spätgotische bürgerliche Hallenkirche als Beispiel der begrifflichen Antithesen P.'s erwähnt: sie wäre außen begrenzt und undurchdringlich, innen aber unbegrenzt und durchdringlich, entsprechend dem auseinanderfallenden Denken der Zeit, das sich in Nominalismus und Mystizismus teilte! Das sind forcierte gedankliche Sprünge und nicht die einzigen, doch bietet das Buch, trotzdem es mancherlei Widersprüche weckt, viele anregende Einzelbeobachtungen, die jedenfalls die Diskussion zu fördern vermögen.

Ernst Gall

WHITNEY S. STODDARD, *The West Portals of Saint-Denis and Chartres. Sculpture in the Ile-de-France from 1140 to 1190. Theory of Origins.* Cambridge/Mass. 1952 Harvard University Press. gr. 4^o, XI und 64 S., 166 Abb. auf 40 Tf.

Dieser neue Beitrag zur Forschung über Ursprung, Entstehung und Entwicklung des französischen Figurenportals im 12. Jahrhundert — die Arbeit ist aus einer 1941 der Harvard University eingereichten Dissertation über Portalskulptur der Île-de-France von 1140—1190 hervorgegangen — sucht dem Fragenkomplex von einer neuen Seite her beizukommen. Zum ersten Mal steht hier die Ornamentik der Portale im Mittelpunkt einer Untersuchung. Um die Beziehungen zwischen den einzelnen Monumenten deutlicher zu machen, zieht der Verfasser auch Portalkomposition und Gewandfiguren mit in Betracht, während die figürliche Skulptur der Tympana und Archivolten fast unberücksichtigt bleibt. Daneben werden historische und bautechnische Fragen diskutiert, um Chronologie und Baugeschichte zu klären.

Die Veröffentlichung enthält nahezu alles Erforderliche: reiches Abbildungsmaterial (darunter eine Fülle neuer Detailaufnahmen) illustriert die Darlegungen des Verfassers, die herangezogene Literatur ist ausführlich referiert, teilweise sogar in extenso zitiert, ferner sind besondere Kataloge der in St.-Denis und Chartres auftretenden Ornamente beigegeben. Die Arbeit hätte an praktischer Benutzbarkeit noch gewinnen können, wenn ihr außer der umfangreichen, recht vollständigen Bibliographie auch ein alphabetisches Register angefügt worden wäre.